

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 7 — Sonntag, den 12. Februar 1939

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

„Der Damm zerreißt, das Feld erbraust...“

Johanna Seus' Opfertod beim Rheinhochwasser vor 130 Jahren. (13. Januar 1809.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche faust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut...“

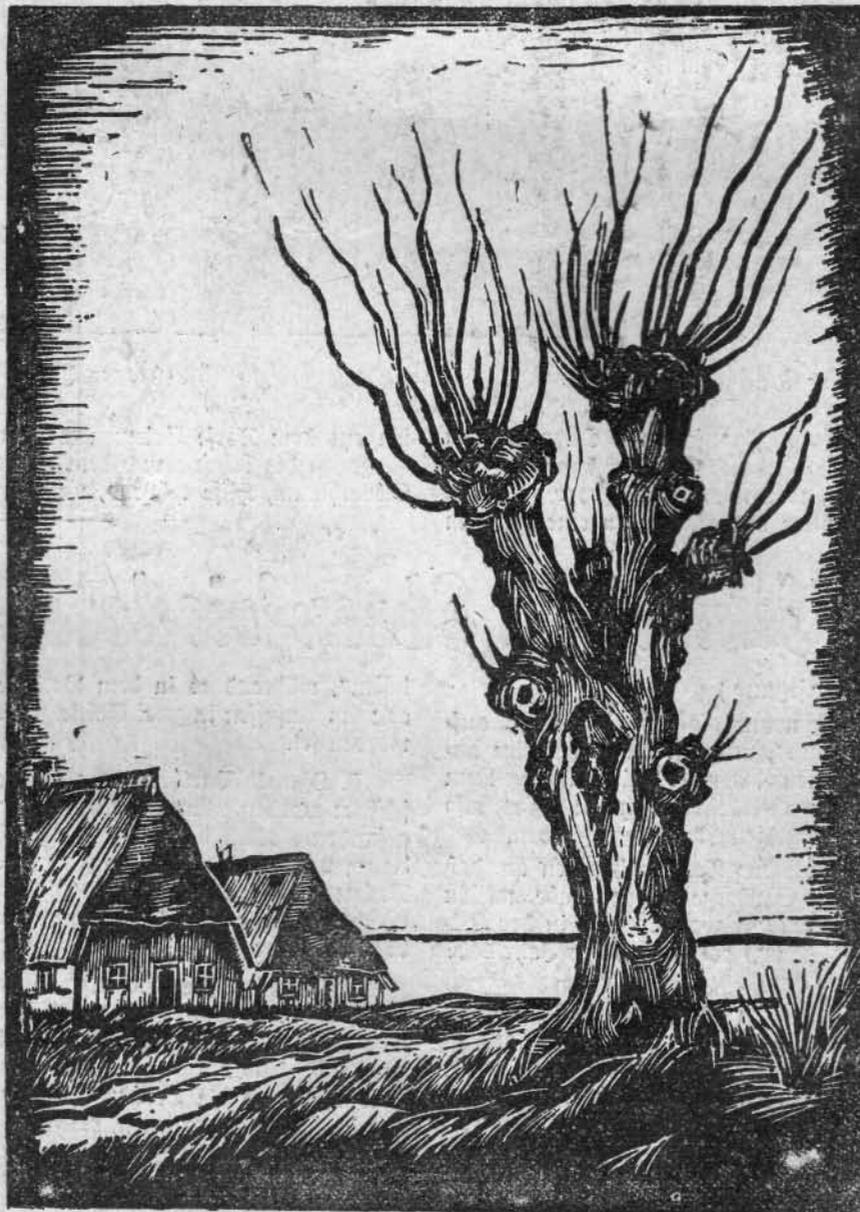
Mit dieser seiner bekannten Ballade hat Goethe Johanna Sebus, dem Heldenmädchen von Brienen, ein ewiges Denkmal in allen deutschen Herzen errichtet. Seit einigen Jahren erhebt sich in Brienen bei Cleve, wo Johanna Sebus am 13. Januar 1809 bei ihrem Rettungswerk ums Leben kam, ein Denkmal, das die deutsche Lebensrettungsgesellschaft errichtet hat. Der Rheindamm bei Cleve hatte an jenem furchtbaren Tage des Eisganges dem Wüten der Naturgewalt nicht standhalten können. Die Wasser ergossen sich in das Innere des Landes und überschwemmten weit und breit die Niederungen. In Eile wurde zusammengepackt, was sich weg-schaffen ließ, und nach höher gelegenen Orten gebracht. In der Nähe des Ortes Brienen winkte eine kleine Anhöhe, die Rettung versprach und wie eine Insel aus dem anschwellenden Wasser herüberblickte. Das Vieh, soweit es nicht schon ertrunken war, wurde fortgetrieben; die Wagen wurden mit Hausrat und Betten beladen. Obenauf saßen die Alten, die Kranken und die Kinder. Das ganze Dorf war auf der Flucht und suchte durch die schwimmenden Eisschollen die Anhöhe zu erreichen.

Johanna Sebus, des Bootsmanns Tochter

Aus einem kleinen Hause, das von der gelähmten Witwe des Bootsmannes Sebus

bewohnt wurde, sah man ein kräftiges 17jähriges Mädchen durch die Tür schreiten. In ihren Armen trug Johanna Sebus die hilflose Mutter, die sich nicht mehr allein fortbewegen konnte. Kinderhände winkten der Retterin nach, denn in dem Hause blieb eine weitere Bewohnerin, die Witwe Küppers, mit ihren drei Kindern in höchsten Nöten zurück. Johanna versprach, wiederzukommen, sobald sie die Mutter in Sicherheit wußte. Es war für das Mädchen nicht leicht, sich durch das Wasser, das bereits bis zu den Hüften ging, den Weg zu bahnen. Eisschollen verhin-

derten das Gehen, und als die Siebzehnjährige mit ihrer Last am Fuße des Rettungshügels angelangt war, ging die Anstrengung fast bis über ihre Kräfte; aber sie klomm tapfer hinauf, brachte die Mutter in Sicherheit und wandte sich dann wieder schnell der Flut zu, die in unaufhörlichem Steigen war. Sie mußte zurück in die eisige Wasserflut, um der Frau und ihren Kindern auf dem gleichen Wege die versprochene Hilfe zu bringen. Dort, wo früher Wiesen und Felder waren, dehnte sich unabsehbar ein See, aus dem jetzt nur noch Hausdächer und Baumwipfel hervor-sahen. Und dabei war die Flut ständig im Steigen. Man sah es an den Bäumen, man sah es an den Zäunen, die langsam verschwanden. Hausgerät trieb auf der trüben Wasseroberfläche, und Eisschollen klrkten gegen die Hauswände. Von der Spitze des Hügels rief der Deichoberste, der das Hilfswerk leitete, Johanna zu: „Geh nicht, Mädel, warte auf die Boote, sie müssen bald kommen. Bevor Du am Haus bist, ist die Flut



Auf dem Dach. Holzschnitt von J. Müller.

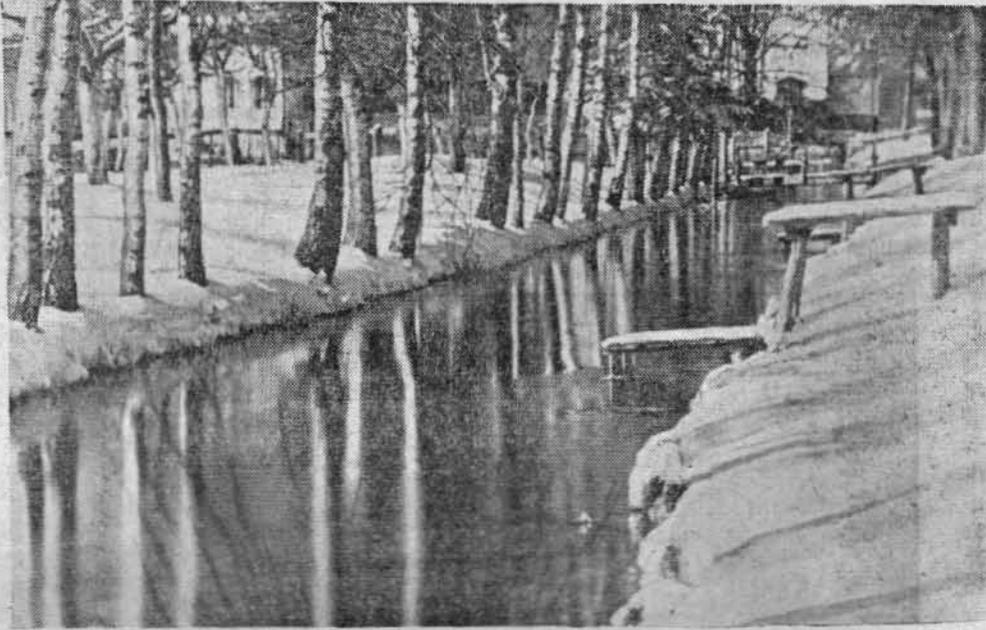
(Erich Jander-M.)

über Dir.“ Betäubendes Brausen erfüllte die Luft. Johanna zögerte nicht und stieg ohne Besinnen in das tiefere Wasser. Die Flut kloss eifig an ihrem Körper hoch. Und jetzt mußte sie merken, daß mit jedem Meter, den sie vorwärts ging, die Tiefe zunahm.

„Es gähnet und wirbelt der schäumende Schlund . . .“

Jetzt schien höchste Eile geboten. In einer halben Stunde mußte das Wasser die Bodenräume der niedrigen Häuser erreicht haben. Ein heftiger Wind wehte dem tapferen Mädchen die Wellen ins Gesicht; ihr langes Haar, das sich gelöst hatte, tropfte vor Nässe, behinderte das Gehen und mußte aufgebunden werden. Bis zu dem kleinen Haus, in dessen Fensteröffnung die Nachbarin und ihre Kinder standen, hatte sich das Wasser bereits Bahn gebrochen. Die Kinder schrien und klammerten sich an die Mutter. Johanna sah, wie die Kinder Miene machten, ihr entgegenzueilen, wie sie in das Wasser stiegen und dem kleinen Hügel zustrebten, der Rettung versprach. Das Mädchen verdoppelte seine Anstrengung, denn von ferne schien es wie eine dunkle Wand heraufzusteigen. Der Wind preßte das Wasser vor sich her — eine neue Flutwelle war im Anzuge und drohte alles zu verschlingen. Immer näher u. näher kam der furchtbare Wasser-

wall. Die Luft war erfüllt von Brausen und Klirren, dazu wurde es dunkler. Johanna stand bereits bis zur Brust in dem kreisenden Meer. Sie strebte aber noch immer vorwärts und der Stelle zu, auf der sich Mutter und Kinder an einem Baum



Das Eis ist geschmolzen.

(Hachner, Zander-M.)

halten. Ueberall bildeten sich Strudel. Die unglückliche Frau in ihrer Not hob eins der Kinder in die Nische hinein. Neuer Wind brachte neue Wellen, sie türmten sich wie dunkle Ungeheuer, von überlegener Kraft vorwärtsgejagt.

Ein furchtbarer Ausschrei aus vielen Lippen. Arme streckten sich in die Höhe, um noch einmal Halt zu suchen. Der Boden schien auszuweichen; die Eisschollen, vom Sturm getrieben, wurden nimmersatte Ungeheuer. Noch einmal hielt die Frau ein Kind hoch, dann brachen sich die Stimmen und erstickten im Brausen und Gurgeln des Wassers. Johanna sah das Schreckliche, noch immer bestrebt, nach der Stelle zu gelangen. Ein lauter Ruf entrang sich ihrer Kehle, dann war von dem tapferen Mädchen nichts mehr zu sehen. Ein wildes, brandendes Meer toste um den Hügel, auf dessen Kuppe die Geretteten Zeug des Gräßlichen gewesen waren. Aus der Wassermühte tauchte nichts Be-

bendes mehr auf. Der Sturm heulte gespenstisch, u. die letzten Bäume, die noch standhielten, schüttelten ihre Nester wie drohende Fäuste über dem gierigen Element. Die Sturmflut hatte ihre Opfer gefordert. Johanna aber hatte ihr junges Leben hingegeben, um anderer Leben zu retten.

Das Ereignis erregte damals gewaltiges Aufsehen und Goethe setzte seiner Ballade „Johanna Sebus“ die Worte voran: „Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen, Guten

aus dem Dorfe Briemen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Damms von Cleverhamm, Hilfe reichend, unterging.“

lassen“, während es in dem Berichte des Bergbuches heißt, daß er beim Anfassen in zwei Stücke zerbrochen und so herausgebracht worden sei.

5. Oswald Barthel ist am 25. November 1508 oder 1507 verschüttet worden. Am 20. September 1568 wurde er wieder aufgefunden. Nach der Angabe des Bergbuches aber hat er „60 Jahre 9 Wochen und 3 Tage“ unter Berg und Wasser gelegen. Rechnet man aber vom 20. September 1568 diese 60 Jahre 9 Wochen 8 Tage zurück, so kommt man nicht auf den 25. November 1507 oder 1508, sondern auf den 16. Juli 1508.

Unstimmigkeiten sind also vorhanden, und wir müssen uns nun fragen, ob und wie sie sich klären lassen. Betrachten wir zunächst einmal den scheinbaren Wert der verschiedenen Quellenangaben. Unbedingt zuverlässig erscheinen uns der Eintrag ins Totenbuch und die Leichenpredigt des Pfarrers Raudte, da sie uns im Original vorliegen, während die uns überlieferte Fassung des Berichtes im Bergbuch nur eine mehr als 100 Jahre später erfolgte Abschrift ist. Pfarrer Schmidt und Enderlein kommen daher zu dem Schluß, daß diese Abschrift vermutlich gar nicht auf

Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf

Curt Langer,
Annaberg

(1. Fortsetzung.)

Der ursprüngliche Eintrag nennt als Vornamen des aufgefundenen Bergmanns „Matthes“, und erst später hat eine andere Hand den richtigen Namen „Oswald“ eingefügt. Dem Bergbuch nach aber haben die noch lebenden Zeugen sofort, also schon am 20. September, den richtigen Namen angegeben.

2. Sowohl das Bergbuch wie das Totenbuch geben an, daß der Aufgefundene 60 Jahre im Sauberge gelegen habe, mithin 1508 verschüttet sein muß, während Pfarrer Raudte in der Leichenpredigt von 61 Jahren spricht und daher auch das Jahr 1507 als das des Unfalls angibt.

3. Am Anfang des Berichtes im Bergbuche heißt es, daß „derselbe Oswald Barthel heute Montags den 20. Septembris“ wiedergefunden worden sei, während es am Ende heißt, im Widerspruch mit dem „heute“, daß der Bericht erst am 28. September in das Bergbuch eingeschrieben worden sei.

4. Pfarrer Raudte sagt, daß man „den Körper hat ganz wider funden“, und später noch einmal, daß Gott des Bergmanns Körper „ganz behalten und wieder heraus hat bringen

einen zeitgenössischen Originalbericht zurückgeht, sondern vielmehr eine spätere Zutat darstellt.

Verfasser dieses ist anderer Ansicht. Er glaubt, zwingende Gründe dafür beibringen zu können, daß der Bericht des Bergbuches völlig einwandfrei und zuverlässig ist, und das sich alle Abweichungen auf Schreib- bzw. Druckfehler, und zwar in allen drei Quellenangaben, zurückführen lassen. Diese Gründe sind folgende:

a) Gründe allgemeiner Art: Wie bei jedem Bergamt, ist natürlich auch beim Bergamt Ehrenfriedersdorf ein „Bergbuch“ geführt worden, in das man alle irgendwie bemerkenswerten Umstände eingetragen hat, die den Bergbau betrafen. Es ist ohne weiteres klar, daß man ein so außergewöhnliches Ereignis, wie die Auffindung des noch wohl erhaltenen Leichnams eines vor 60 Jahren verschütteten Bergmanns, mit allen Einzelheiten beschrieben hat. Vergleicht man nun die Abschrift Lehmanns mit den Angaben der Leichenpredigt Pfarrer Raudtes, so erkennt man, daß diese Einzelheiten bis auf die wenigen angeführten Ausnahmen völlig übereinstimmen, sodaß man annehmen muß, daß der Bericht des Bergbuches und die Leichenpredigt im gegenseitigen Einvernehmen des Bergamts und des Pfarrers entstanden sein müssen.

b) Die in dem Bericht des Bergbuches genannten Personen haben wirklich gelebt, wie aus verschiedenen anderen Mitteilungen hervorgeht. Das Ehrenfriedersdorfer Totenbuch von 1772 meldet: „Den 17. Martii (März) Ist in gott seliglich eingeschlaffen Herr Valten Feig Bergmeister alhie und folgenden Tags in der Kirchen begraben. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß, wie Richard Feig im „Glückauf“, Jahrgang 1929, Seite 123, mitteilt, bei den Erneuerungsarbeiten in der Kirche sein Grabstein wieder aufgefunden wurde. Da Feigs Vorgänger, der Bergmeister Hans Klug, am 11. Februar 1565 verstorben ist, war Valentin Feig tatsächlich zur Zeit der Auffindung Oswald Barthels Bergmeister. Ferner verstarb am 10. Mai 1581 „der Erbar und Wolgeachte Herr Thomas Randler, Rathsfreund im Alter von 98 Jahren“. Er war also 1483 geboren, stand zur Zeit der Verschüttung Oswald Barthels im 25. Lebensjahr und war somit wirklich ein einwandfreier Zeuge jenes Ereignisses.



„Ich spiel auf meiner Ziehharmonika“. (Weltbild, Zander-M.)



Im Karwendel.

(Spieß, Zander-M.)

Von seiner am 31. Oktober 1567 begrabenen Ehefrau Ursula ist uns, wie Pastor Martinus Lauckner in Nr. 3 der Heimatbeilage zum „Ehrenfriedersdorfer Wochenblatt“ mitteilt, ebenfalls der Leichenstein noch erhalten. Auch die Nachricht vom Tod bzw. dem Begräbnis des Andreas Reiter ist uns überliefert, denn das Totenbuch meldet, daß am 31. März 1573 begraben wurde: Endres Reuter, und daß dies tatsächlich der Andreas Reuter oder Reiter war, der der „Ältere“ genannt wurde, beweist das Totenbuch des gleichen Jahres, denn am 7. Juli wurde „die alte Endres Reuterin Wittfrau“ begraben. Nur über den Berggeschworenen Thomas Langer konnte keine Nachricht gefunden werden. Dafür sind verschiedene Erklärungen möglich. Jeder Familienforscher weiß, daß in den Kirchenbüchern jener Zeit sehr oft Einträge fehlen, oder daß Vornamen falsch angegeben sind. Wie aus den Ehrenfriedersdorfer Kirchenbüchern hervorgeht, haben um diese Zeit hier verschiedene Träger des Namens Langer gelebt, die im Bergbau eine Rolle gespielt haben. So heiratete 1564 ein Heinrich Langer die Tochter des aus der Geschichte Olbernhaus wohlbekannten dortigen Richters und Floßmeisters Christoph Dehmigen. Dessen Sohn war der Stadtrichter Andreas Langer und dessen Sohn wieder der „wolgelarte“ Stadt- und Bergschreiber Matthes Langer. Es ist also leicht möglich, daß beim Abschreiben des Berichtes des Bergbuches der Vorname verwechselt worden ist. Daneben besteht aber auch noch eine zweite Möglichkeit: Der Nachfolger Valentin Feigs im Bergmeisteramt war Thomas Wagner. Es könnte also auch der Familienname verschrieben worden sein, und der damalige Berggeschworene wäre Thomas Wagner gewesen, nicht Thomas Langer. Was endlich den dritten Zeugen, Simon Löser aus Drebach, betrifft, so ist über ihn in den Ehrenfriedersdorfer Kirchenbüchern natürlich nichts zu finden. Daß er aber um diese Zeit gelebt hat, entnehmen wir aus zwei Urkunden des Oberbergamts Freiberg (Nr. 6675), in denen die Abrenzung (Vereinigung) der Bergamtsbezirke Ehrenfriedersdorf und Wolkenstein mitgeteilt wird. Danach soll-

(Fortsetzung siehe Seite 6.)



(Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.)

(6. Fortsetzung.)

Die Mutter sieht dem Dirndl zu und schüttelt immer wieder den Kopf. So tief ist ihm einigefahren, ihrem armen Dirndl! Wenns nur reden tät! Aber man muß es nur lassen, bis es selber aus ihm auferkommt.

„Wirst müd sein von dem langen Tag“, sagt sie, als das Dirndl fertig ist mit dem Essen.

„Ja“, nickt es und ein tiefes Aufatmen hebt seine Brust. Geschwind legt es den Löffel hin und steht auf.

Auch die Mutter ist aufgestanden. Sie zeichnet ihm ein Kreuzlein auf Stirn, Mund und Brust, wie sie das immer so tut, und gibt ihm das Gutenachtbühl.

Auf einmal fängt das Zeisele zu zittern an. Wie ein Bäuml, über das der Sturm gekommen ist, zittert es.

„Bist am End gar dem wilden Jager begegnet?“ streichelt ihm die Mutter tröstend übers Haar.

Da reißt sich das Dirndl los und rennt wie geheizt die Stiege hinauf in seine Kammer.

Erst als es die Tür hinter sich weiß und mit bebenden Händen die Klinke hält, kann es wieder einen Gedanken fassen. Ja, ja, der wilde Jager ist ihm begegnet. Der hat es verhext mit seinem Buhl, daß es nimmer Raft und Ruh finden kann. Vielleicht hilft das Abendgebet! Schon kniet das Dirndl vor dem Bett.

„Lieber Gott“, flüstert es mit bebender Stimme, „schau, i kann ja nix dafür, daß i das Buhl kriegt hab! Und daß i jetzt alleweil dran denken muß! — Der Jager ist die Schuld, der wilde! Ihn mußt Du strasn . . .“ Ein tiefer Schreck zuckt ihm mitten durchs Herz, denn plötzlich sieht es des Jägers Augen vor sich. Das sind gute Augen, liebe Augen . . . „Na, nit strasn! Laß ihn halt lassn! Mach nur, daß er mir nimmer begegnet!“

Der Mond, der durch das Fenster hereinscheint, glänzt weich über das gesenkte Köpfelein hin. Noch inniger schlingt das Dirndl seine Hände ineinander und hebt sie noch höher auf: „Mein Vater im Himmel droben, Tag und Nacht will ich Dich loben, schenk mich Dir mit Herz und Hand, mit Augen, Ohr und Verstand! Bewahr mich rein vor jeder Sünd, daß ich in Deinen Himmel find, Amen!“

Hurtig schlüpft es dann ins Bett und deckt sich zu bis über die Ohren. Kuschelt sich recht tief ins Kissen und macht die Augen zu.

Aber ach, trotz aller Frömmigkeit vermag es nicht zu schlafen. Immer wieder taucht das Gesicht des Jägers vor ihm auf mit dem leeren Bärtchen unter der Nase und den blauen, lachenden Augen. Und es ist, als ob sie jetzt ganz anders schauten, seit das Dirndl für ihn gebittet hat.

Gar kein bißl sind sie jetzt mehr bö. Nein, sie sind so blau wie der Himmel. Ganz tief kann man in sie hineinschaun und dann steigt im Herzen drinnen ein wunder-, wundersames Gefühl auf.

Jählings wirft das Dirndl die Decke zurück, faltet rasch die Hände wieder und sagt mit leiser Stimme:

„Na, lieber Gott! Einmal möcht i ihn doch noch sehn!“
Blitzschnell schlägt es dann das Bett wieder über den Kopf. Als müßte es sich schämen vor dem lieben Gott.

Zum Einschlafen ist's in der Försterstube. Daß der Walbl, der mit dem einen Auge unter der Bank hervorblinzelt, ganz deutlich das tiefe Atmen der drei Menschen hört.

Vor allem einmal das gleichmäßig schwere Paffen des Försters, denn der schnauft durch die Pfeife. Die Luft in der Stube ist denn auch so dick, daß man sie schneiden könnt.

Der Förster faucht heftiger. Das ist, als ob seine Gedanken sich durch ein Ventil Luft machten. Und eifrig tut er dann die Pfeife aus dem Mund.

„Also, daß i dirs sag, Seppel: Morgen steigt aufi auf die Jagdhütt und schau nach die Gams. Kannst gleich a paar Tag drobn bleiben, bis zum Sonntag. Der Pittscheider macht derweil herunten den Dienst. Sein Weib kriegt bald a Kind und möcht er gern in ihrer Näh sein.“

Beinah wär dem Seppel ein Fluch herausgerutscht. Ja, geschah ihm denn heut alles zu Fleiß! Jetzt hatte er sich so schön ausgedacht, wie er dem Dirndl nachspüren könnt, und jetzt ist alles aus! Es ist ein ganz erbitterter Schnaufer, den er tut.

„Ja, Mensch, ein anderer tät sich freun, sind ja's schönste, die Gamsln. Und du . . . du bringst 's Maul nit auf. Sagst nit gigg und nit gagg!“

„Ich freu mi eh“, würgt der Seppel nach einer Weile. Schließlich freut er sich ja auch und ist dankbar für den schönen Posten. — Aber diese Freud kommt so wenig überzeugend heraus, daß die Försterin über ihrem Kalender schmunzeln muß.

„Das sieht man, daß di freust“, brummt der Förster mit trockenem Spott und beißt wieder die Pfeife zwischen die Zähne.

Wieder ist's still in der Stube. Wieder schnauft der Förster diesen Rauch, wieder verfenkt sich die Försterin in ihren Kalender und wieder macht der Seppel ein langes Gesicht dazu und atmet bald kurz, bald lang, je nachdem ihn grad der Zorn oder die Sehnsucht hat.

Schneller und schneller pafft der Förster, es ist fast wie ein Vulkanausbruch:

„Herrgott, hast denn nit an Tropfn frischs Blut in die Adern? An anderer tät sich freun, wenn's aufi geht in die Berg . . .“ Eine richtige Wut hat er in sich. Daß man sich so täuschen kann in einem Menschen. Erst hat er ihm so gut gefallen, der Steinegger Seppel aus dem Wetterstein, ist so frisch und schneidig vor ihm gestanden. Und jetzt ist's ein solcher Sumser. Da wird sich der Herr ja freun. Ihm kann's ja eigentlich Wurst sein, er will ja sowieso um seine Entlassung ansuchen, weil er nichts mehr taugt. Dann geht's ihm leichter. — Herrgott, wie der Kerl so dahockt!

„Wilderer gib'ts a“, knurrt er boshaft vor sich hin. Aber auch das hilft nichts.

„Ja, Wilderer gib'ts“, haut er mit der Faust auf den Tisch. Daß der Seppel, der grad auch an einen Wilderer gedacht hat, aber an einen mit lustigen, schwarzen Zöpfchen, erschrocken auffährt.

„Siehst, jetzt lupft's di“, lacht der Förster dröhnend auf. „Ja, Wilderer gib'ts grad genug, wirst sie schon kennen lernen.“

Wöglich ist seine Stimme hart und die Augen gehn durchs Fenster in die fahle Mondnacht hinaus. Ein uner-

bittlicher Zug prägt sich in das Gesicht. „Einer ist dabei . . . einer . . . wenn i den erwischn könnt, i gib mei halbe Seligkeit her . . .“

Drauf verstummt er, nur die qualmende Pfeife redet weiter. Die Försterin, die besorgt zu ihm hergeschaut hat, beugt sich wieder über ihren Kalender. Der Seppel läßt die Bank los, die er mit seinen Fäusten gepackt hat, es hat gar nicht viel gefehlt, daß er dem Alten ein paar grobe Worte erwidert hätte oder auch mehr. Aber bloß Ruhe! Es war ja heut alles wie verhehrt!

Der Waldbl läßt seine Ohren wieder hängen und es ist alles so schläfrig wie zuvor.

Aber gleich spitzt der Waldbl wieder, ein Ton ist an seine Ohren gedrungen, der nicht in die friedliche Stille des Hauses gehört. Und da geht schon die Tür draußen. Anrührend fährt er unter der Bank hervor.

„Bschsch“, tut die Försterin und scheucht ihn zurück.

„Grüß Gott mitnand“, poltert der Bader, dessen dicke Würde natürlich wieder voraus muß, in die Stube. Hinter ihm kommt der Lehrer und lüftet den Zylinder.

Ruhend wischt sich der Bader mit seinem Schreuztuch den Schweiß von Stirn und Nacken und schmeißt den Hut auf die Bank: „So a Rennerei, a damische! Wenn der irgendwo a Kartenspiel riecht, nachdem halt'n ihn keine zehn Dösch'n mehr zrud!“

Der Lehrer lächelt dünn dazu, so dünn er eben selber ist, und fährt sich mit der Linken über die Stirn. Nicht weil er etwas zu wischen hat — nein, wovon sollte er denn auch schwitzen? — sondern weil das so seine Gewohnheit ist. In der Rechten hält er seine Zylinderröhre, mit der Öffnung nach oben. Genau so, wie er es vor langen Jahren in der Tanzstunde gelernt hat, denn er hält sehr viel auf Sitte und Anstand. Er macht eine höfliche Verbeugung gegen die Frau Försterin, eine zweite, etwas kürzere vor dem Förster, und sogar vor dem fremden Jäger eine. Dann erst hängt er fein ordentlich den Zylinder auf

Der Bader hat inzwischen schon längst dem Förster und der Försterin die Hand gedrückt und sich in den nächsten Stuhl geworfen. Deutet dann mit dem Kopf ganz ungeniert nach dem Seppel hinüber:

„Der neue Jager?“

„Mhm“, nickt der Förster, der schon ein wenig aufgetaut ist.

„A fischer Bursch“, taxiert der Bader mit einem Blick, wie er sich ihn wohl vom Viehdoktern angewohnt hat. „A guter Gamsjager — aber woll noch viel a besserer Schürzjager! Haha!“

Der Seppel hat nur ein Grinsen für ihn. Ein Grinsen sagt oft mehr als viele Worte. Dann rückt er auf der Bank ein Stück ab, zum Zeichen, daß er nicht gestört werden will. Er ist schon wieder ganz friedlich geworden, es will schon wieder jenes Träumen in seine Augen steigen.

„Bist noch nit fertig, Lehrersle!“ ruft der Bader dröhnend.

„Gleich, gleich“, kommt es hastig zurück, denn der Lehrer fürchtet nichts so sehr als die derben Späße seiner Kumpane.

Der Förster mischt schon ungeduldig die Karten. Die sind ja auch das einzige, was ihm geblieben ist. Sie lassen ihn für eine Weile alles vergessen und machen die schöne, alte Zeit wieder lebendig, als er noch ein ganzer Kerl war. Als er noch der Herr war draußen in seinem grünen Revier und auch sonst. — Wenn er so bietet und lockt und lauert und dann die anderen überrumpelt, gleichsam wie mit einem wohlgezielten Schuß, da spürt er sie noch ein wenig, die alte Jägerlust.

Ein Spiel geht los, daß die Wände nur so hallen vom Bieten und Rufen und Lachen! Der Förster ist ein ganz Geriebener. Er weiß immer wieder eine neue Finte, um seine Kumpane hereinzulegen. — Auch der Bader ist ein gewaltiger Spieler vor dem Herrn. Was ihm an Schlaueit abgeht, er-

setzt er durch sein Mundwerk, das kaum eine Sekunde stillsteht. Und wenn er auch noch so offensichtlich den Kürzeren zieht, so steht er zum Schluß doch immer — wenigstens vor sich selber — als der Taktiker und Stratege da. — Am magersten ist es um die Spielkunst des Lehrers bestellt. Er ist weder listig und verschlagen wie der Förster, noch redengewaltig und von sich erfüllt wie der Bader, sondern hat nur ein bisschen aufreißschlichte Rechenfertigkeit dagegen zu halten. Darum wird er denn auch immer bis über die Ohren eingeseift und dann noch gründlich ausgelacht.

Die Försterin stellt den Weinkrug, den sie schon zuvor aus dem Keller geholt hatte, auf den Tisch, holt dann fünf Gläser aus dem Schrank und schenkt ein. Das vollste bringt sie dem Seppel. Der kann für seine Dazigkeit ganz gut ein bißl Feuer vertragen.

„Prost“, hebt der Förster sein Glas.

„Prost“, kommt es zurück und jeder tut einen herzhaften Schluck und stellt das Glas wieder auf den Tisch. Einzig der Seppel trinkt es mit einem Zuge leer. Dann langt er die Zither von der Wand und geht, gefolgt von seinem Waldbl, aus der Stube. Er muß allein sein!

*

Die Kathl hat sich früher als sonst ins Bett gelegt. Ja, sie ist müd vom Mähen und vom Umwenden des rauschenden Heues. Aber das ist es nicht allein. Sie hat die Haare aufgetan und liegt nun darin wie im dürrenden Frühsommer. In lauter Blumen und heißem Duft und heller Sonne.

Sie wartet. Schon lang liegt sie so und noch immer steht ein leichter Schimmer über ihrem Gesicht, noch immer geht ihr Herz mit starkem, frohem Schlag.

Plötzlich hört sie ein Geräusch unter dem Fenster, vorsichtig wird eine Leiter angelegt. Sie ist ein ganz klein wenig zusammengefahren, aber dann dehnt sie sich wieder wohligh zurück. Der Jäger! Er hat also ihr Fenster doch schon gefunden. Ja, hat sie denn auch nur einen Augenblick daran gezweifelt? Sie schüttelt den Kopf.

Ganz leise tritt nun auf die unterste Stufe ein Schud auf. Sie spürt, wie ihr Herz schneller zu pochen beginnt. Ja, sie hat ihn gern, den Jäger! Den ganzen Tag hat sie ihn nicht aus dem Kopf bringen können und wollte es auch gar nicht. Sie hat schon manchen an ihrem Fenster gehabt, hat manchen schon geküßt und ihn dann lachend wieder fortgeschickt. Aber der Jäger, wann der jetzt kommt, den kann sie nimmer wegschicken. Sie fühlt es, sie kann ihm nicht wehren wenn er zu ihr in die Kammer will. Sie gehört ihm, seit er ihr dieses freche Buhl gegeben, nein, seit sie zum ersten Male in seine zwingenden blauen Augen geschaut hat.

Näher und näher kommen die vorsichtigen Tritte. Jetzt muß gleich der Kopf draußen auftauchen. Da wirft sie lautlos das Bett zurück, wirft ein Tuch um die Schultern, über die freien, festen Arme und huscht ans Fenster.

Jetzt kommt der dunkle Haarschopf und dann . . . erschrocken fährt sie zurück, als sie plötzlich Ferdl's Gesicht vor sich sieht.

„Du?“

„Hast leicht an andern erwartet?“ zischt der Ferdl.

„Was willst denn du? I hab dir doch schon längst gsagt . . .“

„Hast leicht den Jager erwartet, ael?“ Höher kommt sein Gesicht herauf. Sie aber stemmt sich vors Fenster, daß er nicht herein kann.

Er packt ihren Arm und leuchtet ganz nah vor ihrem Mund:

„Du . . . wenn du mit dem Jager anfängst, i schlag ihm alle Knochen kaputt.“

„Lach los“, wehrt sie sich und packt mit der freien Hand die Leiter. Ohne Bedenken würde sie ihn hinunterstoßen, weil er ihm, dem sie, wie sie immer mehr spürt, mit jeder Jafer angehört, ans Leben will.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 3.)

Brenzsteine gesetzt werden „an demselben Rein gen thal biß an den Drebach / hinauf biß auf den Rein zwischen lezigen Christof Gorlich, Matthes Gorlich, David Vogel und Simon Lößner und denselben Rein wiederumb hinaus biß an die Annabergische Straße . . .“ Drebach Montag und Francini 1553.

Man sieht, daß die Angaben über die im Zusammenhang mit dem Ereignis genannten Persönlichkeiten, wenn man von einem Schreibfehler abieht, den vielleicht der Abschreiber bei dem Namen des Berggeschworenen begangen hat, durchaus zuverlässig sind. Schon deshalb kann man an der Echtheit des Berichtes kaum noch Zweifel hegen. Wir können aber diese Ansicht noch weiter bekräftigen, wenn wir nun die einzelnen oben angeführten Unstimmigkeiten näher betrachten.

c) Wie erwähnt, hat man aus der Aenderung des Vornamens „Matthes“ in „Oswald“ im Begräbnisbuch geschlossen, daß zur Zeit des Begräbnisses des Bergmanns dessen Vorname noch nicht genau bekannt war und daß daher der Bericht des angebliehen Bergbuches, der den Namen sofort bestimmt angibt, aus späterer Zeit stammen müßte. Auch aus dem Umstand, daß Pfarrer Raudte in seiner Predigt den Namen nicht einmal genannt hat, schließt man, daß dieser ihm unbekannt gewesen sein müßte. Beides ist u. E. zu weit gegangen. Jeder, der einmal in alten Kirchenbüchern geforscht hat, hat zu seinem Leidwesen erfahren müssen, wie wenig genau man es noch in viel späterer Zeit mit den Namen genommen hat. Besonders im 16. Jahrhundert, als die Namenswerbung noch durchaus im Fluß war, findet man zahlreiche Namensänderungen, sowohl von Familiennamen, wie von Vornamen, ohne daß ein heute noch erkennbarer Grund vorhanden ist. Wenn man nun noch bedenkt, daß das Jahr 1568 ein Festjahr war und daher die Zahl der Toten weit über das normale Maß hinausging, ist es leicht erklärlich, daß dem Kirchenbuchführer beim ersten Eintrag einfach ein Irrtum unterlaufen ist, den man dann später richtiggestellt hat. Diese Ansicht findet noch eine Stütze in dem Umstand, daß „Matthes“ damals einer der am häufigsten gebrauchten Vornamen, „Oswald“ dagegen ziemlich selten war. Daß Pfarrer Raudte den Namen des Bergmanns nicht erwähnt, ist ebenfalls kein Beweis dafür, daß er ihn nicht gekannt hat. Ihm kam es bei seiner Leichenpredigt nur darauf an, ein Beispiel der göttlichen Allmacht in dem Ereignis zu sehen, der Name war ihm nebensächlich besonders, der anscheinend bei der Wiederauffindung Barthels keine näheren Angehörigen von ihm mehr am Leben waren. Wir können aber sogar aus Raudtes Worten selbst erkennen, wie unwahrscheinlich es ist, daß er den Namen nicht gekannt hat. Denn er sagt ja, daß etliche Alte noch der Verschüttung gedenken und davon berichten, und daß bißhero oftmals davon gesagt worden ist. Die Erinnerung an den Unfall ist also in der Bevölkerung noch durchaus lebendig gewesen und daher ist auch nicht anzunehmen, daß man den richtigen Namen des Verschütteten vergessen hatte. Das Gedächtnis der „Alten“, die Zeuge des Unfalls gewesen waren, war ja schließlich auch das einzige Mittel, den Namen des Toten festzustellen, und es ist doch wirklich nicht anzunehmen, daß diese sich erst längere Zeit nach dem Begräbnis des richtigen Namens erinnern hätten. Es ist also durchaus abwegig, aus der Namensänderung des Totenbuches weitergehende Schlüsse zu ziehen. Hier liegt einfach ein Versehen des Kirchenbuchführers vor.

d) Auch dem Umstand, daß in der gedruckten Leichenpredigt als Jahr des Unfalls 1507, im Bergbuch aber 1508 angegeben wird, spricht nicht gegen die Richtigkeit des Eintrages im Bergbuch, sondern vielmehr gegen die Richtigkeit der Angabe in der Leichenpredigt. Denn einmal besteht zwischen den Angaben der beiden „zuverlässigen“ Quellen selbst ein Widerspruch. Das Totenbuch gibt 60 Jahre, die Predigt 61 Jahre an. Dazu kommt aber, daß Pfarrer Raudte die Leichenpredigt erst 20 Jahre nachdem er sie gehalten hatte, in Druck gegeben hat. Der uns erhaltene Abdruck ist daher nicht als „zeitgenössisches Dokument“ anzusehen, wohl aber der Eintrag im Totenbuch. Auch war ja Pfarrer Raudte zur Zeit der Drucklegung der Predigt garnicht mehr in Ehrenfriedersdorf, hatte also auch die dort vorhandenen Quellen nicht unmittelbar zur Verfügung. Aus allen diesen Gründen müssen wir das Jahr 1508 als das richtige ansehen und die Angabe der Leichenpredigt als falsch. (Leider ist die Angabe Raudtes, daß Oswald Barthel an einem Montag verfallen sein soll, zur genauen Feststellung des Jahres nicht brauchbar, da der 25. November 1507 ein Donnerstag, 1508 ein Sonnabend war.)

e) Auch der scheinbare Widerspruch, der in dem Wörtchen „heute“ am 20. September, und der Datierung des Eintrages vom 28. September liegt, ist leicht zu erklären. Denn der Ein-

trag im Bergbuch besteht aus drei Teilen. Der erste Teil enthält das unmittelbar nach der Auffindung des Leichnams am 20. September aufgenommene Protokoll. Es erstreckt sich dies bis zu dem Worte „gelegen“. Dann kommt die Nachricht über das Begräbnis, die bis zum Worte „gestorben wäre“ reicht, und zum Schluß werden noch einmal nähere Angaben über den Zustand des Leichnams gemacht, die man offenbar erst nach näherer Prüfung eingetragen hat. So, wie man diese drei Teile niedergeschrieben hatte, hat man sie am 28. Sept. dem Bergbuch einverleibt. Von einer Unstimmigkeit oder einem Widerspruch kann also keine Rede sein.

f) Besonders bedeutsam erscheint Pfarrer Schmidt und Enderlein die verschiedene Angabe über den Zustand des Körpers beim Herausbringen aus der Grube. Während das Bergbuch angibt, daß er in zwei Stücke zerbrochen sei, sagt die Leichenpredigt nichts davon. Vielmehr heißt es darin: „dessen Körper er ganz behalten und wieder heraus hat bringen lassen“. Genannte Verfasser beziehen das „ganz“ nicht nur auf das „ganz behalten“, sondern auch auf das „heraus hat bringen lassen“. Wir sind anderer Ansicht. Aus den Worten der Predigt „Auch niemand vernünftiger Weis anders hat denken können / denn das weder Haut noch haar / Kleider oder gebein / würde von ihm zu finden sein“ geht u. E. deutlich hervor, daß es Pfarrer Raudte nur darauf ankam, die Erhaltung des Körpers als ein Zeichen göttlicher Allmacht zu preisen. Daß der Leib dann beim Herausbringen in zwei Stücke zerbrochen ist, mußte ihm daher als etwas Unwesentliches erscheinen, das nicht erwähnt zu werden brauchte. Ja, es ist sogar nicht einmal sicher, daß Pfarrer Raudte von dem Zerbrechen in zwei Teile gewußt hat. Es ist durchaus denkbar, daß man, um das Wunder noch größer erscheinen zu lassen, zunächst einmal das Zerbrechen des Leichnams, das sich ja sicher durch genaues Zusammenfügen der beiden Teile unsichtbar machen ließ, verheimlicht hat. Für diese Ansicht spricht der Umstand, daß man in dem Bergbuch dieses Zerbrechen nicht gleich bei dem Bericht von der Auffindung der Leiche, sondern erst später, nach den Nachrichten über das Begräbnis, vermerkt hat. Wie dem auch sei, sicher ist, daß man aus dem Umstand, daß die Predigt das Zerbrechen in zwei Stücke nicht erwähnt, nicht auf eine Unzuverlässigkeit des Berichtes im Bergbuch schließen kann.

g) Am schwersten scheint der Umstand zu wiegen, daß die Zeitangabe 60 Jahre 9 Wochen drei Tage nicht mit dem wirklichen Tag des Unfalls, dem 25. November, in Uebereinstimmung zu bringen ist. Ist das aber wirklich nicht möglich? Doch! Es ist möglich!

Für die Berechnung von Lebensaltern und sonstigen Zeitunterschieden sind in den alten Kirchenbüchern usw. zwei verschiedene Arten üblich, die am besten gleich durch Beispiele erläutert werden. Nehmen wir einmal an, jemand sei am 18. Februar 1812 geboren und am 25. November 1869 verstorben. Wie alt ist er geworden? Man rechnet entweder: Vom 18. 2. 1812 bis zum 18. 2. 1869 sind es 57 Jahre, dann bis zum 18. 11. noch 9 Monate und bis zum 25. 11. weitere 7 Tage. Das Alter beträgt also 57 Jahre 9 Monate 7 Tage. Oft aber findet man auch folgende Berechnung: Man gibt zunächst die vollen Jahre bis zu dem auf den Sterbetag folgenden Geburtstag an und zieht dann die zuviel gerechnete Zeit wieder ab. In unserem Beispiel würde man also zunächst 58 volle Jahre bis zum 18. 2. 1870 rechnen. Dabei sind aber zuviel angenommen worden: 2 volle Monate, Dezember und Januar, und 23 Tage, nämlich 5 Tage im November (26. bis 30.) und 18 Tage im Februar (1. bis 18.). Das Alter beträgt also nach dieser Berechnung 58 Jahre weniger 2 Monate 23 Tage.

Wenden wir nun diese zweite Rechnungsart einmal an auf den Zeitunterschied zwischen dem 25. November 1508 und dem 20. September 1568. Vom 25. 11. 1508 bis zum 25. November 1568 sind 60 Jahre. Dabei sind zuviel gerechnet: Im November 25 Tage, im Oktober 31 Tage und im September 10 Tage (21. bis 30.), zusammen also 66 Tage. 66 Tage aber sind genau 9 Wochen und 3 Tage. Nach dieser Berechnungsweise also beträgt der Zeitunterschied zwischen dem 25. November 1508 und dem 20. September 1568 genau „60 Jahre weniger 9 Wochen 3 Tage!“ Wir sehen also, die Zeitangabe des Bergbuches stimmt ganz genau, wenn wir zwischen die Worte „60 Jahre“ und „9 Wochen“ das Wörtchen „weniger“ einschreiben. Das aber kann unmöglich ein zufälliges Zusammentreffen sein. Wir müssen daher in dieser Uebereinstimmung den zwingenden Beweis sehen, daß beim Abschreiben des Berichtes des Bergbuches dieses „weniger“ veraessen worden ist und daß man es also ergänzen muß. (Schluß folgt.)

Nooch'n Feiertag

U Feiertag-Hauptübung in de Kriegsjahr

Von Walter Schimm, Chemnitz.

De Freiwillige Feiertag in meiner Hamit war meitog e Pflegestätt wahrer Kameradschaft un gern denk ich an die Stundn zerück, die ich in ihrer Mitte verlabt hob. Eh ich odr heite e Geschichtel aus dr



Faschingstüme.

Das erste Kostüm ist für ein junges Mädchen gedacht. Das Material ist leuchtendroter Kunstseidenatlas, der Kragen dagegen aus weißem Glasbatist. Sehr originell ist der Ärmel, der den Arm vorn sehen läßt. Der spitze Hut ist aus Glaspapier, seitlich eine wehende graziose Straußfeder. / Das Mittelbild zeigt ein dezentes Kostüm, das einfach herzustellen ist. Die Taille und das Unterkleid sind aus schwarzem Mastenatlas, darüber wird ein sehr weiter Tüllrock in der Taille gekraut. Von einem alten buntgemusterten Seidenkleid wurden die Blumen sauber ausgeschnitten und dem Kleide aufgeklebt. Auch die hohe Kappe wird mit diesen Blüten garniert. Dem eigenen Geschmacks bleibt es nun überlassen, ob man das Unterkleid lang oder kurz tragen möchte. / Geschmacksvoll ist das japanische Stilkostüm. Wenn man über keinen Kimono verfügt, kann man sich leicht einen aus buntgeblümter Kunstseide anfertigen, den man später im Hause austragen kann. Die lange, weite Hofe wird unten eingezogen und hat mit dem Gürtel die gleiche Farbe. Den japanischen Hut kann man in jedem Fachgeschäft kaufen, darunter gehört ein Tuch aus schwarzer Seide; wem es nicht steht, der mag es getrost fortlassen.

mit dr Schloßartigkät dr Buchhölzer Feiertag bei etwaing Bränden mies aus. De Freiwillige Feiertag bestand ze fümfeneinzig Prozent aus gedientn Soldaten, un eener nooch'n annern hatt Ordre kriegt un mußt zun Kriegsdienst eittrafn. De Stadtvater un dr Emil, dar schie sei paar Gahr ne Feiertagkommandant machet, sehetn sich zesamm un schufn Rot, doß sich de Einwohner dr Stadt, ganz besonnersch de Weibsn, wu de Männer drauhn im Krieg warn, obnds ruhig niederlegen konntn un käne Angst ze hobn brauchetn, wenn doch mol e Feiertag ausbrachn söllt. De Schloßartigkät dr Feiertag mußt garantiert warn, un dos-halbn kam ne Bekannmachung raus, doß alle noch drhängeliebne gunge Leit, jumie alle bis 60 Gahr altn Bürger dr Stadt zun Feiertagdienst verpflcht' wärn. Dar Ehrendienst is aa von allen uhne Widerred aern gemacht worn. De Uebinge warn ja, schie dr alten

Leit halber, net su zackig, wie mr'ich sifter bei dr „Freiwillign“ gewöhnt war. Dr Kommandant mähet: „Hauptsach wär, doß vür allen Dingen ben Feiertag jeder wüßt, wu 'r nazgreifen hätt!“ De große mechanische Leiter zun Beispiel war in de Kriegsgahrübinge drweiln „in Ruhe“ vrsetzt worn. dä war solkt dä dos schwere Gerät unten von Schießhausplatz rauf noochn Depot zerrn? Dodrzu wur „Sast“ gebraucht, un dar war domols rar, dä bei fümf Pfund Brot dr ganzen Woch un dar wing Aufschmier, mußt mit de Kräft vorsichtig ümgange warn. Un ne Hauptübung salt, die machet en Zugführer allerhand Körperbrachn. Bürgerst mußt ar de Kommando drhäm übn, domit ar sich net vir de Leit blamiern tat, un zwätens mußt ar en Gastwirt ausfindig machen, dar e bissel wos ze Affen hintnrim austreibn konnt. 's gob doch von allen nischt. Noch heite mußt ich dra denken, wie dr Steigerzug ben Kamer-Franz im „Süßen Löchel“ nooch dr Uebing ze en Glasel „Kriegsblie“ eigelehrt war un nu ne Brätseld-Otto eihähet, ja für dr Hauptübung-Noochfeier en ordnlichn Pikus ze vrsorgn. Mär gut, doß dr Oberlehrer-Wilhelm aufstand un saht: „Wenn zur Hauptübung alles klappt, spender ich ne Flasch Kognal aus dr Friedenszeit!“ Dodruch war dr Zugführer-Otto drweiln ewing ogemald't un verschiedene Schmärgelbrüder machetn sich an Wilhelm na un ta'ns ne verrotten, doß ne schie ihe de Zung drnooch lappern tät.

La dr Montag, wu de Hauptübung ageseht war, kam ra. Noochmittigs in dr vierten Stund schie, sohn ben Edward sig un fertig als Feiertagmänner agezogen dr Oberlehrer-Wilhelm, dr Moser-Franz, dr Hermann un dr Clemens un lauretn nür auf'n Blofen. La in dr Kriegsjahr mußt dr Steigerzug wie's siftr eitel dr Fall war, dr erste am Brandobjekt sei, un Firigkät wär nu emol lä Hazerei. „Haste dä ne Benzin miet?“ fröget dr Moser-Franz ne Oberlehrer su nabnbei, wurauf dar erwidret: „Dos will ich mäne, ein Mann — ein Wort, oder bist du's von mir annersch gewöhnt, Franz?“ un weist drbei na an dr Feiertagsgack, wu's en derbn Pärzel rausdrücket. In dan Diskur knallet dr Brätseld-Otto (dar sich aa heite noch mit Leib un Seef mit senn Steigerzug vrbunden fühl, dar aber aa seiner Fraa, weil se ne Feiertag verbrenne wollt, do ne de Mülln derb agefrassn hobn, e Resermantel gabn hot un gemähnt, dar Rod gehört mol miet in men Sarg) in dr Gaststüb rei un vrlanget von Edward ne Depotschlüssel un saht rim zun Stammtisch: „Kommt, kommt of dr Kühwäd tuts schi blofen!“ Im Nu war de Gaststüb leer un ubn am Depot tat se

Masken für die Kleinen.



Masken für die Kleinen. Für das Mädchen, das sich hierlich zu benehmen weiß: Das Biedermeierkleid. Der eigentlich dazu gehörende Schuttenhut läßt sich schwerlich ohne die Hilfe einer Modistin herstellen. Er wird daher gerne durch ein feines Blumenbüchlein ersetzt. Für die schlant gewachsene Tochter, die so gerne in Bubentkleidern gehen möchte, wäre ein Kostümbild mit gepudertem Pöpschen zu empfehlen. Für ein rotbackiges, lustiges Mädchen wäre eine Bäuerin vorteilhaft. Die große Schleiße unter dem Kinn und die bunten Borten an Mieder und Rock lassen den Kesselstoff, aus dem das Kleid gemacht ist, ganz reizvoll erscheinen. Für den kleinen Mann beim Faschingstreiben: Der Schneemann, aus welchem Atlasstoff sehr weit gemacht, eine Tannenzapfenpeife im Munde und einen Besen in der Hand, den feichen Zylinder fed auf dem Ohr, so kann er herrlich durch die Straßen laufen.

Humoristische Ecke

Ihre Sorge. Der Sohn muß zur militärischen Aushebung. Mengstlich meint die Mutter: „Nun sage ja nicht, daß wir mit Heringen handeln, sonst nehmen sie dich gleich zur Marine.“

Der Sprung aus dem Fenster. „Mit Ihnen steht es aber schlimm,“ sagt der Arzt zum Patienten, der mit einigen schweren Knochenbrüchen eingeliefert wird. „Wie konnten Sie aber auch nur aus dem Fenster springen?“ — „Weil mich eine Frau belogen hat.“ — „Nanu, nanu, deswegen springt ein vernünftiger Mensch aber doch nicht gleich aus dem Fenster?“ — „Doch, Herr Doktor, sie sagte, ihr Mann wäre nicht zu Hause.“

Begreifliche Veränderung. „Juten Tag, Schulze. Lange nicht je sehen. Nee, wat Sie sich verändert haben. Eenen ordentlichen Baud haben Sie sich zuleist, 'nen Schnurrbart tragen Se nu ooch, und, id möch' meinen, Se wären ooch noch een Stückchen jewachsen, Schulze oder Freund!“ — „Aber gestatten Sie, ich heiße ja gar nicht Schulze!“ — „Is es de Möjlichkeit! Schulze heißen Se ooch nicht mehr?!“

dr Morgner-Paul empfangen und sah: „'s Waldschlößel is Brandobjekt!“ Die paar Steiger, 's warn noch paar gunge Kerln drzukomme, drwischeln nu ihr Lätterwagel un prasseln dr Reigass' ninner. Bluf wie die alten Knacker noch sausen konnten, do hot mir sei nicht gemerkt, von Alt un Gung paßt net zesamm. Ben letzten Abschlog kauftet dr Wogn hinten darb auf dr Stroß auf un e Knallerts un wag war de Duf' mit dr Gasmaste, die mit grußn Tempo dr Katharinestroß neifollern tat. De Rinner, die dan Feierwehrleiten mit grußn Mague zugußn taten, bläketen nu drhinnerhar, aber die Manner warn in Schwung un net in dr Log, gahling aufzehalten. Dr Clemens wur zerückgeschickt un fand ben „Säch'schen Huf“ ganz zerpeilt de Gasmastendof', die ar auf dr Achsel nahm un dr Feierwehr noochschleppt. Dr Steigerzug war drweiln ben Kriegerehrenmal dr Krüm nim, un bis dorten hie war'sch gut gange. Nu kam dr garstige Waldschlößelberg, fast alle warn se von dan Kenne halb tut. Uinner grußn Gekrächz wur aber aa dar Barg bezwunge un drauf gings wieder im Galopp zun Gartentürl' nooch Waldschlößel nei. Unten stand dr Kommandant, dr Emil, dr Langer-Paul, dr Wassermääster-Ernst un dr Wachmääster. Dr Otto tat nu siz ne Steigerzug malden — wurüber gruße Fräd war, doß sohng mr allen aa, aber wie dr Otto von dr verlorene Gasmaste Mading machet, wurn de Gesichtser finster un dr Wassermääster-Ernst parkte auf, denn dar hatt nu dos Veranügn, die Duf' mit dr Gasmaste wieder nagebaue, ar machet domols gelei ne Zeigmääster' niet. Aber dr Otto hot sich net weiter hiegestellt un dan Gößen agehört, sonnern war zerück ze sein'n Zug gegange un hot dorten de Befehl ausgabn. Na dr Schlauchwogn un de Spriz war unnerdessen eigetrudelt un nu konnt de Bekämpfung des Feiers lusgiehe. Dr Markus drwischet e Strahlrohr, tats an en Schlauch nafsraubn, kletret drmietet nauf of en Schuppen un gächet 's Wasser na an „Waldschlößel“. Dr Schuppen aber war, wie sich in dr Kritik drhinnerhar rausstellen tat, dr Hauptherd vom Feuer. Während de annern Steiger de Leitern an Haus von Etage zu Etage eihänge taten, fuhret dr Wilhelm un dr Franz ne Befehl: „Legung eines „blinden Schlauches“ ins Gebäudeinnere“ aus. Dos war dr richtige Posten für die Beeden. In dr Gaststüb wur erst mol e Glasel Bier versucht, un wie dr Franz zun Wilhelm mähnet: „Wie denkste dä, wolln mr net e Kostprob von dein'n Schnaps versuchen?“ drwischeln se ne blinden Schlauch un sei drmietet zur Gaststüb naus un dr Trepp drmietet nauf. Dorten warn se igestört. Damit se net ümsfalln konnten, hobn sich die zwä Feierwehrmänner of de Stuffn gesetzt un nu gings lus: Mol dr Wilhelm — mol dr Franz — un wie is „Ganze Halt!“ geblosen wur, war aa dr Franz un Wilhelm mit dr Kognakflasch fartig un hatten aa ihren Brand gelösch.

Nu wur de Spriz wieder aufgepackt, de Schlauch zesammgerollt un aa de Leitern wieder auf'n Wogn getae un mit Gefang gings zun Depot. Dr Steigerzug hot dan Obnd noch die gutgelungene Uebing ben Karl begossen — när uhne dan Friednestognak. Namlich dr Oberlehrer-Wilhelm un dr Moser-Franz sei gar net mietet ne Barg nauf, warum wußt zwar erst niemand, denn dan zwä Kerln hot niemand wos agemerkt, doß se in su kurzer Zeit en dreiviertel Liter „Benzin“ getankt hattn.

Verrotten will ich noch, doß dr Wilhelm, wie's nooch'n Krieg wieder alles ze kafen gob, sei gegabnes Wsprachen, ne Steigerzug e Flasch Kognak ze spendiern, eigelöst hot. Ein Mann — ein Wort!



Sinein in den Fatsching!

(Engel, Zander-M.)